

Der Bierschnabel-Stollen und seine Bedeutung für den Bergbau.

Durch die Wasserschlürfarbeiten in der Gemeinde Frohnau wurde auch der Bierschnabelstollen des öfteren genannt und dürfte es die Leser interessieren, den Verlauf desselben und seine Bedeutung für den Bergbau in Cunersdorf, Buchholz und Frohnau zu erfahren. Der heutigen Generation, spez. in den betr. Gemeinden, sind aus Interesslosigkeit die Kenntnisse über den längsten und für die letzte Periode des Bergbaues wichtigsten Hauptstollen verlorengegangen.

Was früher jedem Huntsjungen, Lehrhauer, Kunstwärter und Göpelstreiber bekannt war, vermisst man selbst bei Leuten, von deren sozialer Stellung man es erwarten könnte. Wahlos zählt man heute in der Nähe liegende Stollen alle zum Bierschnabel.

Seinen Namen führt er von der Bierschnabel-Fundgrube her, deren Revier oder Grubenfeld etwa in dem Raume zwischen Klipstein-Waldschlößchen-Sehma-Schneidemühle Günther-Bezirksanstalt — und oben auf dem Kamme zurück war. Der Förderstocher befand sich im jetzigen Garten neben dem Waldfrieden.

Das Bild zeigt den alten Bergmannssteig, jetzige Waldschlößchenstraße. Das Haus im Vordergrund ist das Huthaus der Bierschnabel-Fundgrube, links davon der Haldensturz, der heutige Waldfrieden fehlt noch, weiter am Wege ebenfalls Bergmannshäusel, die heute zum Teil noch unverändert stehen. Dann folgen Waldschlößchen-Park, Buchholz (Kirche noch ohne hohen Turm), Cunersdorf, im Hintergrunde der Bärenstein. Ein selten schöner lokalhistorischer Ausschnitt.

Nun zurück zum Bierschnabelstollen. Bereits im 16. Jahrhundert litt der Bergbau durch unzureichende Wasserhebmäschinen stark an Grundwasser und die gelösten Gruben konnten dadurch in keine größeren Tiefen gebracht werden. Die damalige maschinelle Unzulänglichkeit ergab die einzige Möglichkeit, die Grubenwässer und zugleich die Wetter durch das Herantreiben von Stollen von den Talgehängen der Sehma nach den verschiedenen Gruben zu lösen. Also die einzelnen Gruben durch Stollen zu verbinden, die das Wasser abführten und möglichst auf der nächsten Grube die Wasserhebmäschinen trieben. Sie mußten demnach untereinander in verschiedenen Tiefen eingebracht und nach verschiedenen Richtungen ausgehängt werden.

Der am unteren Ende von Frohnau (Nähe des Hammers) angelegte älteste Hauptstollen des Schottenberges ist der Reitzen-

steiner, später Bierschnabel genannte Stollen. Er hat 2 Hauptzweige, einerseits W. nach den Gruben: Bergmännisch Glück, Krönung, Harnischkammer, Kälberstall, Dorothea Pflockenlehn, hölzerne Staupe und Heilig Kreuz (hier bereits 1539 eingebracht), andererseits S. nach den Gruben: Getreue Nachbar-

schaft, Bierschnabel, Kohlstatt, Rosenfranz, Drei Könige, unter der Stadt Buchholz hin nach Dorothea Fundgrube und Himmlisch Heer Gegentrum (Mitte des 16. Jahrhunderts eingebracht), etwa 400 Meter lang. Er fängt in Himmlisch Heer Fundgrube 21,76 Meter tiefer als der Dorothea-Stollen an.

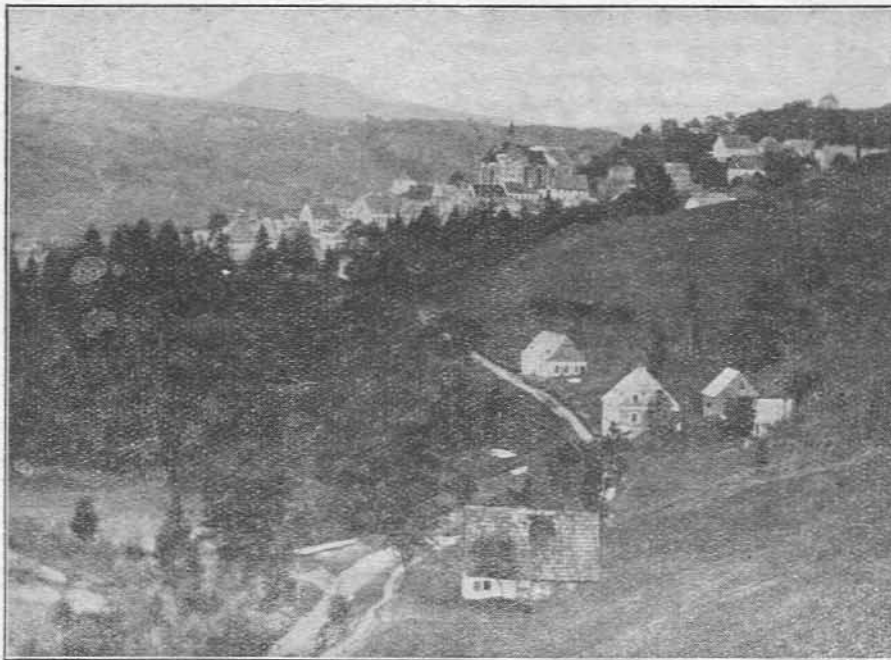
Der Orgel-Stollen, Mundloch, etwa 2110 Meter talabwärts vom vorigen am Schreckenberge führt in die Gruben: Marcus Röbling, Galiläische Wirtschaft, König David, Gottesgabe, Harnischkammer, Silberkammer, Bierschnabel, Krönung, Bäuerin, Heilig Kreuz und hölzerne

Staupe, 15—18 Meter Seigertiefe (seiger = senkrecht), unter dem Bierschnabel-Stollen oder 90—140 Meter seiger unter der Anhöhe des Gebirges. In neuerer Zeit ist derselbe vom Rippenhainer Kluftschachte ab, bis zu welchem die zirka 4 Meter höher gelegene Schreckenberger Wasserleitung führt, zugleich als Aufschlagwasser für die Gruben Marcus Röbling, Galiläische Wirtschaft und König David benutzt worden.

Der Marcus Röbling-Stollen, 130 Meter talabwärts vom vorigen, direkt an der alten Silberwäse ansetzend und zunächst bis an den Kunstschacht von Marcus Röbling, dann sich verzweigend nach W. und NW. in die Gruben: Galiläische Wirtschaft, König David, Eisernes Schaf im Schreckenberge, und gegen S. und SW. in die Gruben: Krönung, Getreue Nachbarschaft und Bäuerin. Das Mundloch liegt 6,12 Meter seiger tiefer als der Orgelstollen.

Der Junge Andreas-Stollen, 560 Meter talabwärts vom vorigen, in der Nähe von Neudeck ansetzend, führt W. und SW. in die Gruben: Marcus Röbling und König David, und zwar im Kunstschachte ersterer Grube 10,5 Meter und im Kunstschachte letzterer Grube 10,75 Meter seiger unter der Marcus Röbling-Stollensohle.

Da die Sohlen der hier genannten Hauptstollen von ihren Mundlöchern mit verschiedenem Steigen getrieben worden sind, so bringen dieselben in den verschiedenen durch sie gelösten Gruben verschiedene Tiefen unter den höheren Stollen ein.



Bierschnabelstollen von Frohnau.

Hierher gehört auch noch als Hauptstollen der Dorothea-Stollen, 360 Meter unterhalb des Buchholzer Bahnhofes anliegend und gegen SO. und O. in die Gruben: Himmlisch Heer Fundgrube und Himmlisch Heer Gegentrum führend. Er liegt 113 Meter tiefer als beim Kunstschachte Himmlisch Heer und 21,76 Meter höher als der Bierschnabelstollen.

Die hier angeführten Hauptstollen, von denen allein die Kgl. Stollen im Schreck- und Schottenberge, das sind Bierschnabel-, Orgel-, Marcus Röbling- und Junger Andreas-

Stollen, mit ihren Nebenflügeln 1807 eine gangbare Länge von 27 168 Meter hatten, bildeten eine wichtige Lebensader im hiesigen Bergbau, indem sie die Grundwässer abführten und für frische Wetter sorgten. Durch sie war erst die Möglichkeit gegeben, den Bergbau in größere Tiefen zu führen.

Die vorgenannten Stollen wurden auf Kosten des Staates getrieben, um den Gewerken die Fortsetzung der Gruben zu ermöglichen.

Friedrich Voigt, Buchholz i. Sa.

In der Drachenhöhle zu Syrau.

„Bogtland, meine Heimat, wie bist du so schön!“ singt begeistert der Dichter. Sanftwellige Höhenzüge, die allmählich zum Gebirge ansteigen, stille, weitausgedehnte, blau-grüne Fichtenwälder, herrliche Fernblicke von Bergeshöh, wildromantische, von rauschenden Flüssen durchzogene Täler, lieblich gelegene Städte und Dörfer, das sind die Schönheiten des Bogtlandes, das sich im Südwesten des Freistaates Sachsen erstreckt. Das köstlichste Kleinod aber von all den vielen

Sehenswürdigkeiten ist die im Jahre 1928 entdeckte Drachenhöhle zu Syrau. Wilde Felsbildungen, zerklüftete Schluchten, chaotische Steintrümmerfelder, reizvolle, einzigartige Tropfsteinbildungen, dunkle, träumende Seen mit wundervollen Spiegelungen, wie von Künstlerhand geformte Höhlenlehmgebilde zeigen sich dem erstauenden Auge im Märchenreich der Tiefe dort. Auf leicht gangbaren Stegen und Treppen, von elektrischen Lampen und Scheinwerfern umsprüht, bietet eine Befichtigung eine reiche Fülle prächtiger Bilder. Die Drachenhöhle gehört zu den schönsten und am besten ausgebauten Schauhöhlen Deutschlands. Ihren Namen verdankt die Höhle einer alten Sage. Auf dem nahen Windmühlenberge hauste einst ein gewaltiger Drache, der die ganze Umgegend unsicher machte und Menschen wie Tiere verschlang, die in seine Nähe kamen. Lange Zeit konnten sich die Einwohner vor dem Untier schützen, indem sie ihm wöchentlich ein Rind oder ein paar Schafe zum Fraße gaben. Zuletzt aber war alles Vieh aus den Ställen verschwun-

den. Was nun? In größter Not beschloß man, ein Einwohner nach dem andern sollte versuchen, das Ungeheuer zu töten. Das Los traf die schöne Tochter des Syrauer Müllers, sein

einziges Kind. Um all dem Jammer ein Ende zu machen, der dadurch über die Familie gekommen war, entschloß sich der wackere Mühlknecht, den Kampf mit dem Lindwurm zu wagen. Mit einer Heugabel zog er hinaus, von den besten Wünschen der gesamten Gemeinde begleitet. Nur gar zu bald kam ihm der Drache wutschnaubend entgegen. Mit beiden Händen stieß der tapfere Bursche dem greulichen Wurm die Gabel tief in den Leib, daß er tot hinsank. Mit großer Freude wurde der Retter im Dorfe begrüßt. Später errichtete man auf dem Lindwurmberge eine Kapelle, die Jahrhunderte stand, dann aber zerfiel. Ihre Glocke — mit der Aufschrift: hilf her got uns aus not — hängt heute im Kirchturm zu Syrau. Ein Sinterblock am Höhleneingang, der einem Drachenkopf gleicht, gab nun Veranlassung, dem Höhlenlabyrinth den Namen Drachenhöhle zu geben.

Die sogenannte „Walhalla“ bietet in der Höhle ein einzigartiges Bild durch ihre Ausmaße und räumliche Gliederung. Tageshell ist der große „Festsaal“ von 40 m

Gesamtlänge erleuchtet. Das durch zahlreiche Spalten und Risse zugeführte Sickerwasser formte hier sämtliche Tropfsteingebilde vom feinsten Röhrchen bis zu massig entwickelten und vielgestaltigen Rastaden. Ganz einzigartig aber sind zwei große, bis 2,50 m lange und völlig freihängende Sintervorhänge, die als



Die Gardinen.

„Syrauer Gardinen“ (unser Bild) den Ruf der Drachenhöhle wesentlich mit verbreitet und wohl begründet haben. Sie verdanken ihre Entstehung den durch Deckensturz entstandenen schrägen Abrißflächen. Das hier aus Spältchen austretende Wasser tropft nicht sogleich ab, sondern rinnt an der Wandfläche herab und ruft durch Kalzitabscheidung die Entstehung zunächst schmaler Sinterleisten mit fransigem Rand hervor. Aus diesen entwickelt sich schließlich durch ungleichmäßigen Abfluß des wandernden Tropfens die Anlage des erstaunlich schönen Faltenwurfes der stetig weiter wachsenden Gardine.

Nooch'n Feierabend



De Hochzigraf'.

Von Laura Herberger-Buchholz.

(Nachdruck verboten.)

Dr Melz'r-Otto un sei Rosa hatt'n sich heit firch Vaam (Leben) vrbind'n loss'n; 's gob änn klänn Hochzigschmaus, grüße Fastlichkeit'n liebten se nett, un ihr Baldbreit'l war aa drmietet eiv'rschtand'n.

Un e Hochzigraf' war natirlich aa nett ze denk'n; dänn wänns aamohl „Hochzigraf“ hieß, do kunt'n se dach nett blus zwä odr drei Schtund'n weit fahr'n, un e weite Fahrt kostet aam (eben) ze viel Gald.

„Wähte,“ saht dr Otto zu sein'r Rosa, „mir mach'n un'r Hochzigraf' e biss'l schpet'r, un wänns arsch't ibrsch Gahr wär.“ Sei Weib'l war eiv'rschtand'n; dänn wos ihr Otto beschloß, dos un'rschrieb de Rosa scharf.

Im arsch't'n Gahr nooch ihrer Vrheirating gob's noch manch'rlaa azechaff'n, weil siech dr Otto garn selbstständig mach'n wollt; 'r war gelarnt'r Sattl'r, un nahm sich zwä Gesell'n un änn Lehrling in sei Warkschatt. Ans Schparn war in dann arsch't'n Gahr do nett ze denk'n un an faa Hochzigraf'.

„Na,“ saht dr Otto wied'r zu sein'r Rosa: „Do wart'n mir aam noch e Gahr un denk'n nocht, mir wär'n arsch't getraut.“ — „Du hast schüh recht,“ maanet de Rosa; „mir sei in dann Gahr recht fleßig, un nocht ras'n mir mitenann'r off acht Loog nooch E“

Obr dr Mensch denkt un Gott lenkt! 's wur halt im zwät'n Gahr wied'r nisch't aus dr Hochzigraf'; dr Otto friegtet änn schwär'n Rheumatismus, dar ne lange Zeit ans Bett fesslet, un esu kam's dritte Gahr raa. Wänn dr Otto wied'r richtig gesund war, nocht sollt obr beschtimmt de Ras' gemacht warn. —

De Freid, ze vrras'n, war obr wied'r ze Wass'r wurn; dänn in dann Somm'r gobs Woch fir Woch Rengglüß, Ueb'rschwemmung un aa Wolf'nbrüch; do häit'n se siech ja aa nisch't abfah kenne, un nu mußt offs nächste Gahr gehofft warn.

's kam obr aa 's vierte, 's fünfte un 's sechste, ja 's sieb'te Gahr raa, un imm'r war de Hochzigraf' noch nett gemacht wurn. Endlich im August kunt dr Otto un sei Rosa dann lang drsehnt'n Wunsch drfüllt sah.

De Eis'nabfahrt gieng gut von statten. Do obr in E. ge-rood Schüh'nfast war, warn alle Zimm'r besetzt. In änn an-zing Gasthus war noch e Zimm'r ubbesetzt, dos obr fa Schloof-zimm'r war; do war gest'r'n e Hochzig ohgehalt'n wurn un alles schtand vull Blume. Dr Wirt maanet, 'r müßt hechst's e paar Nachtkloog'r in dann Zimm'r fir sche aricht'n; niemand war fruh'r, wie dr Otto un sei Rosa. 's kunt ja gar nett schänn'r pass'n; 's ganze Zimm'r noch vull Blume, do warsch doch wirklich, als wärn se gest'r'n arsch't getraut wurn.

In E. gobs in Gasthäusern dozemol schüh ibrohl elektrisch Licht; obr off'n Darf'r'n wuß't'n se noch nett, wie dodrmiet im-gegieh war.

In dann Hochzigzimm'r war aa e elektrisch'r Schalt'r ah-gebracht; dr Otto un sei Rosa warn ganz drstaunt ihr dos schüne halle Licht, do kam freilich ihr Petroleumlamp nett nan.

Se dacht'n nu, dos Licht wir von drauß'n ausgelöscht warn, un legetn siech off ihre Loogr; obr 's blieb hall un blieb hall. Do maanet de Rosa, amende müßt off dos weiße Ding an dr Tir gedriickt warn, dr Otto sellt's nár emohl v'ruch'n.

„Na, na,“ saht dar, „dos künnt explodieren, do kläng'l iech lieb'r emohl nooch'n Zimmermadl.“ Drauß'n wur kurz drnooch gekloppt un noch'n Begehr gefregt; dr Otto freget, wie dos Licht ausgelöscht wir?

„Den weißen Schalt'r an dr Tir i m m'r nach rechts drehen, bitte!“ war de Antwort. Also nett blus aamol, dacht dr Otto, „i m m'r“ sell mir nooch rechts drehen; do ward's wuhl nocht änn klänn Knack's gahm, wents auslöschet. Un nu drehet dr Otto in ahn'r Tur nooch rechts; emohl wursch finst'r, emohl wursch hall, bis 'r de Geduld v'rur un noch emohl 's Zimm'rmadl har-klänglet un freget, wie oft 'r drehen müßt, eh 's Licht auslöschet.

„Nun natürlich nur einmal,“ war die fast ärg'rlche Antwort von drauß'n. Im Ru wursch nooch dann Annmohl-nooch-rechts-Drehen finst'r, un dr Otto un sei Rosa hoom schpet'r noch oft ge-lacht, wenn se an dos elektrische Licht dacht'n. —

Dr Ganferich.

Dr Farschter hatt' en Ganferich,
Dos war a garchtigs Ding;
Huhtuit war er förchterlich
Un beißt net ze wing.

Kam dan a Maadel in dr Quaar —
Inu du Harzelaad!

Schu war der Ganf'rich hinnerhaar
Un zwack't a Loch ins Klaad!

De Raken hoom gewiß faa Angst,
Die farchten sich en Drack;
Doch kam daar Ganferich in Sicht, —
Miau — do war'n se wag!

Un wenn a Dachshund uhne Sorg
Log faul im Sonneglanz,
Do kam mei Ganferich gefappt
Un zwack't ne nei in Schwanz.

Zu jeder Schandtöt war er reif
Im Huf un off der Wies,
Un alles saht zum Farschter drüm:
„Daar Ganferich is bies!

Ben Farschter trot in daare Zeit;
A neie Dienstmad ab;
Sugar an die, gelabbt mer'sch dä,
Macht sich dar Ganf'rich na!

Amol, es war in zeiting Harbst
Zum Sunntig in der Früh,
Do siht se fleßig off dr Hirsch
Un melkt de ruten Rüh.

Se singt a Liedel sich derbei;
Un wie se zuppt un ruckt,
Do kimmt zur offne Stalltür sei
Dr Ganf'rich reigeguckt.

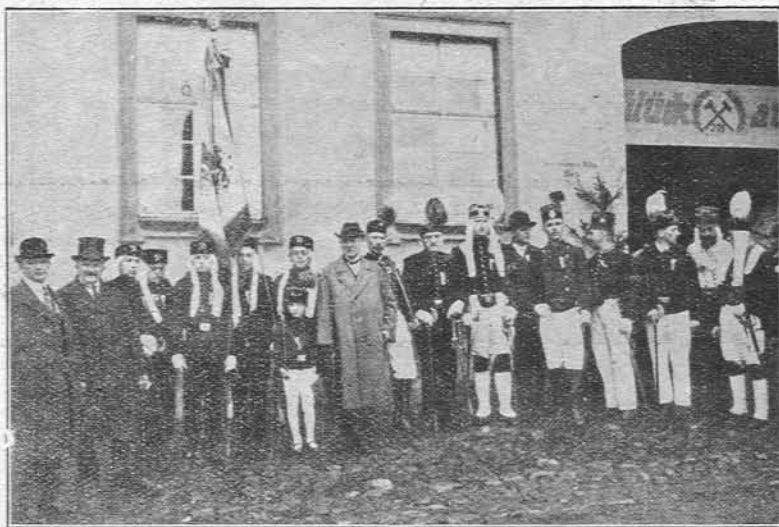
Daar watschelt nooch'n Millichtopp
Un tut sich net besinne,
Hebt's rachte Baa, hebt's linke Baa —
Un plautsch — do siht er drinne!

Un 's Maadel segt ins Stübel nauf
Un schreit mit feiterruten Ropp:
„Harr Ganferich, Harr Ganferich,
Dr Farschter siht in Millichtopp!“

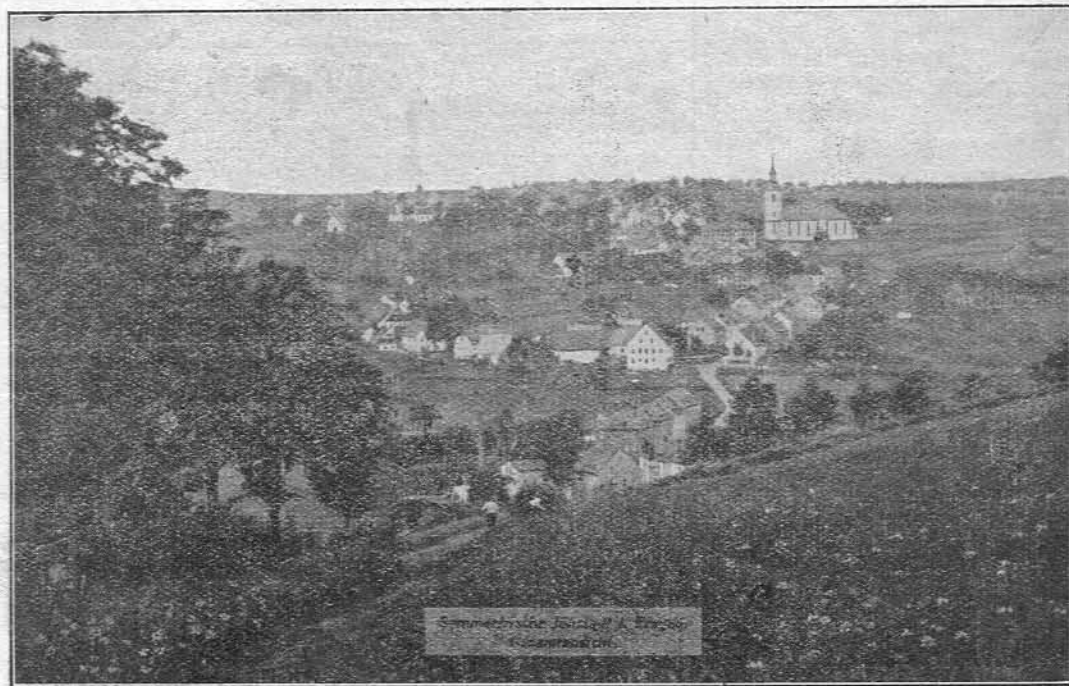
Bilder aus der Heimat.

275 Jahre Berg-Knapp- und Bruderschaft zu Jöhstadt.

Jöhstadt stand am vergangenen Sonnabend und Sonntag im Zeichen der Bergknappen. Seit fast 300 Jahrhunderten hat man dort alte Bergmannssitten und -gebräuche in schöner Weise hochgehalten, hat man durch die Bruderschaft 275 Jahre lang betreut, was einst Heimatrecht hier oben im Gebirge hatte. Die „D. Z.“ hat eingehend darüber berichtet, wie die Veranstaltungen am Freitag schon mit Fackelzug und Illumination eingeleitet wurden, wie dann am Sonnabend ein Festkommers im Rathaushotel stattfand, bei dem der bekannte Bergschachverständige Voigt aus Buchholz über den Bergbau in Jöhstadt in interessanten Ausführungen sprach. Zum 3. Gangfeld des Annaberger Erzreviers rechnete man Jöhstadt. Weithin bekannt sind viele Namen der ehemaligen Fundgruben: wie Bartholomäus, Johannes, Hilfe Gottes usw. usw. Allzu groß freilich ist der Bergsegen in Jöhstadt nie gewesen, da zu wenig Gruben vorhanden waren, um durch großzügige Wasserlösungen in größere Tiefen gehen zu können. Als der Jöhstädter Bergbau einging, wanderten die Bergleute ab, zum größten Teil nach böhmische Gruben. Wie über-



all, so hatte auch für Jöhstadt die Annaberger Bergordnung vom Jahre 1509, die bis 1852 in Kraft war, Gültigkeit. Als die wichtigsten Kobalt- und Silbererzgänge sind die in nord-südlicher Richtung streichenden sogenannten Flächen- oder Mitternachtsgänge bekannt, die Mehrzahl davon war abbauwürdig. Die größte Tiefe betrug in Jöhstadt 160 Mtr. Die Erzadern wiesen eine Stärke von 10 bis 20 Zentimeter auf und fielen auch bis zu 2 Zentimeter Stärke. Außerdem kamen sogenannte Erznester vor. Hier betrug die Stärke der Adern 1, 2—5 Meter. Die guten Erze wurden nach Freiberg, die geringeren nach Marienberg gebracht. — Auf obenstehenden Bild sieht man die Zwickauer Bergschule, sowie Herrn Hofrat Senfert = Dresden und vor allem auch Herrn Bürgermeister Sacher-Jöhstadt in der Mitte auf der linken Bildseite.



Der Geflügelzüchterverein (e. V.) 1876 zu Scheibenberg wird am Sonnabend, den 30. August, eine Geflügelfarm weihen, die unter der Leitung des verdienten Vorsitzenden, Herrn Felix Schrödel, von den Farmern und Vereinsmitgliedern kostenlos selbst erbaut worden ist. Die Farm ist Eigentum des Vereins und besitzt 10 moderne Stallungen. Besonderer Wert wird im Verein darauf gelegt, daß nur Rasfettiere gehalten werden. Die Weihe der Farm findet am 30. August statt, an welchem Abend Kommers im „Feldschlößchen“ abgehalten wird, und der Sonntag, 31. August bringt Stallschau, von offizieller Seite, sowie allgemeine Besichtigungen, ferner abends Illumination der gesamten Anlage und geselliges Beisammensein im „Sächsischen Hof“. — Unter den Rassen der gehaltenen Tiere sind vertreten: Barnefelder, helle Suffex, schw. Italiener, rebbuhnfarbige rosenschläm. Italiener, helle Wyandotten, Welschener, schw.-weiße Reichshühner, w. Leghorn, lachsarb. Lachshühner, sowie Enten, Gänse und Tauben, auch hier kommen nur Rasfettiere in Frage.

Eine Geflügelfarm in Scheibenberg.





Illustrierte Wochenbeilage der „Obererzgebirgischen Zeitung“

Nr. 35. — Sonntag, den 24. August 1930.

Bilder aus aller Welt.



Aufräumarbeiten bei Mittenwald.

Bei Mittenwald in Oberbayern ereignete sich, wie bereits berichtet, eine folgenschwere Uberschwemmungs- und Erdrutschkatastrophe, die mehrere Orte von der Umwelt völlig abschnitt. Die Schienen der Eisenbahn sind fast zwei Meter hoch unter Erdmassen begraben. An ihrer Freilegung wird Tag und Nacht gearbeitet. Unser Bild zeigt Landjäger bei den Aufräumarbeiten.

Und die Schleusen des Himmels öffneten sich . . .

Aus Nordwestdeutschland werden Regengüsse gemeldet, wie man sie dort seit langem nicht mehr erlebt hat. 48 Stunden lang regnete es ununterbrochen. In den Städten sind die Keller überschwemmt, auf dem Lande die Ernte so gut wie vernichtet. Die Flüsse schwellen an und überfluten die Deiche. Dasselbe Bild auch in anderen Teilen des Landes, mit der Reichshauptstadt an der Spitze, über die stundenlange Regengüsse hinweggingen. Am schlimmsten wurden die Außenbezirke der Stadt betroffen, wo sich das Wasser in den ausgedehnten Laubenkolonien staute und sie von aller Welt abschnitt. Unser Bild zeigt die über die Ufer getretene Oste. Das Heu treibt auf dem Wasser, während das Vieh bereits mit den Wintervorräten gefüttert werden muß.



Leben, Taten und Ende Karl Stülpner's.

Wahre Geschichte aus verflossener Zeit nach authentischen Quellen erzählt von E. d. Milan.

(31. Fortsetzung.)

„Der Pfleger am Krankenbette liebt in den Augen der Schmerzgeplagten, die seiner Obhut übergeben sind, den Dank für seine Mühen. O, mein Freund, diese Blicke des Dankes sind die wenigen Rosen auf dem dornenvollen Lebenspfade einer barmherzigen Schwester. Ich liebe diese Rosen, die ich aus dem Herzen der Kranken erblühen sehe, sie gehören mein . . . welches Glück von so vielen Tausenden nicht verstanden, nicht gewürdigt wird.“

„Mit dem Tage, wo ich eingekleidet werde, hören alle meine Verbindungen mit der Außenwelt auf, meine Heimat bis zum Grabe, ja, selbst dieses ist im Kloster. Die Novize hat vor ihrer Einkleidung das Recht, von allen Abschied zu nehmen, die ihr lieb waren, denen sie mit ihrem Eid, vor Gottes Altar geleistet, entsagt für immer. Ich nehme dies Recht in Anspruch, Karl, indem ich dieses Schreiben an Dich richte. Da ich nicht weiß, wo es Dich finden könnte, so gebrauche ich die Erinnerung an den Thumer Rathsherrn Peters, von dessen Gattin Du mir öfters erzähltest, und richte es in einer besonderen Adresse nach Thum an ihn. Ich weiß, keine andere Möglichkeit, es in Deine Hände zu bringen. Vom Kloster aus wird es mittelst der Sächsischen Gesandtschaft zu Wien sicher in Deine Heimat befördert und über kurz oder lang bist Du in dessen Besitze. Es ist das letzte weltliche Recht, das ich benutze, von nun an gehöre ich als Braut Christi dem Himmel an.“

„Lebe wohl, Karl, bleibe gut in Deinem Herzen, so wirst Du es auch stets vor Gott sein. Jenseits gibt es ein Wiedersehen. Lebe wohl, ich werde für Dich beten. Gott sei mit Dir; denke zuweilen an

Ingrin, von übermorgen an: Schwester Sigismunda für die ganze Lebenszeit und bis ins Grab.“

Stülpner fühlte sich nicht fähig, seinen Empfindungen einen sie ganz umfassenden Ausdruck zu geben, er war zu tief erschüttert von dem Inhalte dieses Schreibens. Welche edle, große Seele lebte in Ingrin! Zwei Namen standen von nun an geheiligt in seiner Erinnerung . . . Marie und Ingrin. Lange Zeit trug er als Folge dieses Scheidegrußes von Ingrin eine Weichheit des Gemütes in sich, die ihn oft unwillkürlich übermannte.

Doch das Jägerleben ist nicht geschaffen zur Sentimentalität. Er lebte wieder auf, und besonders waren es Verhältnisse unangenehmer Art, die ihn bald so sehr einnahmen, daß er an eine Veränderung seiner dienstlichen Stellung zu denken begann.

Herr von Plotow, sein Prinzipal, wollte sich vermählen, und es lag ihm daher an, die ihm unter dem Titel einer Wirtschaftlerin bisher die Haushaltung führende Person, welche verschiedene Versprechungen und Ansprüche auf ihn hatte, auf eine anständige Weise unter die Haube zu bringen.

Die Mamsell Kathl, wie das Hof-Personal des Herrn Wirtschaftlerin nannte und welche ein recht hübsches, den dreißiger Jahren stark entgegengehendes Frauenzimmer mit einem noblen Pli war, hatte ihre Augen auf Stülpner geworfen. Es schien gar kein Hindernis zu geben, da sie ein paar tausend Gulden Vermögen, sonst noch viel Pretiosen und dergleichen besaß und Herr von Plotow sich willig dazu verstand, Stülpnern, als ihrem künftigen Manne, die einträgliche Försterstelle bis zu dessen Tode gerichtlich zuzusichern; indes so lockend diese Aussichten waren, so fand sich Stülpner durchaus nicht dazu geneigt. Sein Stolz empörte sich, daß er um schnöden Geldes willen ein Frau nehmen solle, die er nicht achten konnte. Der Kontrast zwischen ihr und den in seinem Herzen gleich Denkmälern unauslöschlich stehenden Erinnerungen an Marie und Ingrin war zu groß, als daß er, wollte er sich nicht vor sich selbst schämen, auf diesen Handel eingehen konnte.

Um aus der üblen Lage zu kommen, in die ihn diese Heiratsabsicht auf seine Person versetzte, glaubte er die Verschieden-

heit der Religion als gültigen Grund seiner Weigerung anführen zu können; indeß Mamsell Kathl fand, ebenso wie Herr von Plotow, kein unübersteigliches Hinderniß darin. Eine gemischte Ehe könnte eben so glücklich und beide Teile zufriedenstellend ausfallen, und Mamsell Kathl meinte scherzhaft, das täte der Liebe nichts. Da jedoch Stülpner diesen Punkt als eine Kluft zwischen ihr und seiner Person festhielt und seinen Gewissenstrudel vorschützte, so sah er sich nicht wenig überrascht, als Mamsell Kathl sehr herzlich erklärte, die Religion könne sie niemals genieren und es mache ihr durchaus keinen Skrupel, lutherisch zu werden.

Stülpnern, dem somit die Ausrede, mit der er seine Weigerung, sie zu ehelichen, beschönigt hatte, genommen war, blieb nun nichts weiter übrig, als offen mit der Farbe herauszutreten und er sagte seinem Prinzipal von der Leber herunter, daß er sich für zu gut achte, um diese Person zu seiner Frau zu nehmen, denn nicht nur ihr früheres Verhältnis zum gnädigen Herrn, sondern noch mehr ihre Absicht, leichtsinnig ihre Religion zu wechseln der projektierten Heirat wegen, wäre ganz geeignet, sie ihm verhaßt zu machen. Um ihrem Glücke, einen Förster zu heiraten, nicht entgegenzutreten, wolle er hiermit seinen Dienst zugleich aufkündigen. Gewiß fände der gnädige Herr einen andern Jäger, der der Stelle wegen die Mamsell Kathl nehmen werde. Was seine Person beträfe, müsse er dafür danken.

Natürlich nahm Herr von Plotow die Kündigung an und nach Verlauf eines Viertelsjahres wanderte Stülpner, Ranzen und Büchse übergehängt, wieder in die Welt hinaus, in der festen Hoffnung, bald wieder einen Dienst zu erhalten, denn die beiden Zeugnisse, vom Baron von Reizenstein und Herrn von Plotow — der letztere hatte ihm aus Furcht ein gutes, wie er auch nicht anders konnte, gegeben, weil er nicht wünschte, daß die Ursache, warum Stülpner seine Stelle verließ, ruchbar werde — waren empfehlend für ihn. Freilich Mamsell Kathl, die Verschmähte, war sehr ergrimmt auf ihn.

Als er vom gnädigen Herrn sich erabschiedete, warf sie, als Stülpner vor ihrer Stube vorbeiging, in deren offenen Türe sie zufällig stand, die letztere, nachdem sie vor ihm ausgespuht hatte, so heftig in's Schloß, daß der Kalk von der Decke des Ganges sich abbröckelte. Stülpner lachte über diesen ohnmächtigen Zorn und pfiff sich ein paar Stunden später ein lustiges Jägerlied auf offener Straße, wo ihm das Herz leicht wurde, als zöge er dem größten Glücke entgegen.

Das schönste Wetter begünstigte seine Wanderung, aber weniger war er mit seinem Geschick, einen passenden Dienst für sich zu finden, zufrieden, denn wo er auch auf den rechts und links an der Landstraße verstreut liegenden Edelhöfen anfragte, so war doch alles besetzt, aber der gute Mut ging ihm deshalb nicht aus, denn „was heute nicht ist, kann morgen sein“, war sein Sprichwort, und übrigens hatte er ja auch erspartes Geld, mit dem er sparsam umging und sich nicht entblödete, um es für Notfälle zurückzuhalten, die gewöhnliche Jägergastfreundschaft und Unterstützung in Anspruch zu nehmen, die er ja auch jedem wandernden Weidmann unaufgefordert erwies. Wenn ihm der verlassene Dienst um etwas leid tat, so war es um die Nähe Sachsens.

Durch seine Entfernung von Hof war natürlich die Korrespondenz mit seiner alten guten Mutter unterbrochen. In einem Schreiben hatte er ihr von seiner Weiterreise Meldung gemacht, damit sie nicht vergebens durch Schurig einen Brief an ihn abschicke. Das Herz tat ihm weh, als er aus der Nähe Sachsens schied, seine Seele hing an seinem Vaterlande mit Inbrunst, und wie gern wäre er herüber in das ihm so nahe gottgeliebte Land; aber da stand der Engel mit dem Flammenschwerte vor seinem Paradiese . . . er war ja Deserteur. Ihn erwartete harte Strafe, wenn man sich seiner bemächtigte. Militär- und Forstbehörden

hatten auf ihn gerechten Anspruch, und der Gedanke war eben nicht einladend für ihn, die Grenze des Sachsenlandes zu überschreiten.

So gelangte er endlich auf seiner Wanderung nach Bayreuth. Es war in den Nachmittagsstunden. Durst nötigte ihn, in ein Wirtshaus einzutreten. Die Gaststube war leer, die Kellnerin brachte ihm Bier. Er machte sich's bequem, tat den Ranz ab und lehnte die Büchse in die nahe Ecke, sich selbst aber streckte er auf eine Bank hin, denn die Sonne hatte ziemlich heiß niedergebrannt und ihn stark ermüdet. Die tiefe Stille um ihn hätte ihn beinahe zum Einschlafen gebracht und er war daher sehr froh, als vier Soldaten in preußischer Uniform mit vielem Geräusch hereintraten und er dadurch ermuntert wurde.

Preußische Soldaten in Bayreuth zu sehen, gehörte durchaus nicht zu den Merkwürdigkeiten, denn das Fürstentum Bayreuth sowie Ansbach war im Besitz einer Linie des Brandenburgischen Hauses, und somit trugen beide Fürstentümer, da ihr Oberlehnsherr der König von Preußen war, an den sie auch nach dem Tode des letzten Markgrafen von Ansbach und Bayreuth 1791 als Erbe wieder zurückfielen, einen gewissermaßen preußischen Anstrich in damaliger Zeit. Stülpner, ermuntert durch den Eintritt der Soldaten, richtete sich auf, stopfte sich eine Pfeife und trank sein Bier, dem er einen zweiten Krug folgen ließ.

Unangenehm ward ihm jedoch das Angaffen der Soldaten. „Beim Teufel, die Kerls betrachten mich mit Augen von Fleischerknechten, als wenn sie mich am Gewicht abschätzen wollten“, brummte Stülpner vor sich hin. „Was, zum Henker, mögen diese doppeltuchenen Kerls mit mir vorhaben?“

Daß er das Ziel ihrer Blicke war, genierte ihn aber weniger, als das leise Geflüster, welches so ganz abstechend gegen ihren kurz vorher sehr lebhaft erfolgten Eintritt sich verhielt. Es lag etwas Geheimnisvolles in diesem Flüstern, daß Stülpner begann, seinen Krug auszutrinken, um dieses ihn ärgenden Benehmens enthoben zu sein.

Einer der Soldaten brach endlich das Schweigen, indem er an Stülpners Tisch trat und ihn fragte: „Bohin, Freund?“

„In die Welt. Warum verlangt Ihr das zu wissen, wo ich hin will?“

„Gut gemeint,“ war des vorigen Antwort . . . „hätte Ihm ein prächtiges Unterkommen rekommandieren können.“

„Oho! ein Unterkommen? Das wäre! Nun, was denn für eins? Sagt's heraus. Schießt Ihr aufs Blatt, na, da kann was werden zwischen uns,“ entgegnete Stülpner.

„Hat Er Mosje nicht Lust, unter den ruhmreichen preußischen Fahnen zu dienen?“ fragte der Soldat und, da Stülpner, erstaunt über diesen Antrag, ihm für den Augenblick keine Antwort gab, fuhr er fort zu sprechen: „Gelt, das hätte Er sich nicht eingebildet, daß Ihm ein so guter Antrag gemacht wird? Wenn Er 'n Kerl auf dem Plage ist . . . und ich denke, daß Er seinen Vorteil nicht so leicht von der Hand läßt, wird's ihm nicht alle Tage so gut geboten . . . so kann er avancieren bei uns, Korporal werden; das will was sagen: preußischer Korporal! Das ist ein Glück, wer's dahin bringt. Ha, Er soll nur sehen, was die Leute für'n höllischen Respekt vor uns haben, und die Weibsleute sind rein nährisch auf unsere Uniform.“

„Da sehe Er nur zu, daß Er Weibsleute für die preußische Uniform engagiert, mich kriegt Er schon lange nicht dazu,“ antwortete Stülpner. „Denkt Er etwa, ich friede erst heute aus dem Ei, daß ich nicht wüßte, wie der preußische Soldat auf alles Anspruch machen darf, was kein anderer Mensch haben mag? Bei Euch wird ja gesucht nach der schweren Möglichkeit, für jeden Bissen Brot ein Hieb mit Korporals Spazierstocke . . . die Heidenfreude behalte Er nur für sich, ich danke dafür.“

„Er schlägt's aus?“ fragte jener.

„Hört Er nicht gut?“ entgegnete Stülpner . . . „ich wünsche Ihm Glück, daß Er und nicht ich unter der preußischen Fuchtel steht. Da hat Er meine Meinung. Ich denke, sie wird Ihm nun deutlich genug sein.“

„Also Er beleidigt unsere Fahne?“ fragte der Soldat, auf seine Kameraden blickend.

„Seine Fahne kümmert mich den Teufel, ich habe nichts und will nichts mit ihr zu schaffen haben. Suche Er sich andere Narren, die etwas darauf geben, an mir ist Seine Mühe verloren, und nun lasse Er mich in Ruh', ich bin kein Freund von Zudringlichkeiten. Merke Er sich das. Hier bezahle ich so gut wie jeder andere, und darum will ich auch wie jeder andere das Recht haben, ohne mich genieren zu lassen, mein Bier zu trinken.“

Nach dieser Auseinandersetzung Stülpners trat der Werber zu seinen Kameraden zurück; das Geflüster unter ihnen begann von neuem und dabei flogen wieder verdächtige Blicke auf ihn, wie früher. Stülpner fand sich höchst unangenehm von diesem Benehmen berührt. — Obwohl er die abscheulichen Maximen der preußischen Werber nicht aus Erfahrung kannte, so hatte er doch so manches eben nicht Preiswürdige davon erzählen hören.

Die sächsischen Soldaten nannten die preußischen Werber: „Seelenfänger“, und in dem Worte lag gerade genug ausgedrückt, um sie nicht als gutherzige Freunde anzusehen. Zudem lebte in den Herzen der sächsischen Soldaten wie überhaupt des sächsischen Volkes keine Zuneigung für Preußen. Der siebenjährige Krieg, welcher so vieles Elend über Sachsen, „das vom alten Frigen in Depot genommene Land“, gebracht hatte, war nicht vergessen, und wer da weiß, wie fest im Soldatenstande die Erinnerungen an Siege wie an Unglücksfälle wurzeln, wie beide so sehr voneinander verschiedene Ereignisarten für den Krieger zu Traditionen werden, die selbst den spätesten Nachwuchs in den Regimentern entweder mit Stolz oder mit Scham erfüllen, der begreift, daß das sächsische Militär die aus dem siebenjährigen und den diesem vorhergehenden schlesischen Feldzügen stammenden Erinnerungen an durch Preußen ihm zugefügtes Unglück nicht vergessen konnte und ein Haß gegen alles Preußische bei demselben vorherrschend sein mußte.

„Was tuscheln diese doppeltuchenen Kerle nur immer miteinander?“ brummte Stülpner vor sich hin. „Das geht mich an. Oho! Sie haben was vor . . . Gutes gewiß nicht. Na, ich denke ihnen den Spaß zu verderben, mag's einer sein, welcher es will.“

Die vier Preußen gingen auseinander. Zwei von ihnen ließen sich Würfel geben, der Dritte setzte sich, den Kalender nehmend, zum Schanktisch in der Nähe der Stubentür, der Vierte ging, einen Parademarsch pfeifend, in der Stube umher.

Die Kellnerin, nachdem sie den beiden Soldaten Brantwein eingeschenkt, trat auch zu Stülpner heran und fragte, ob er seinen Krug wieder frisch gefüllt haben wolle?

„Später.“

„Nehme Er sich vor denen in acht,“ flüsterte das Mädchen ihm zu und verließ die Stube.

„Die blauroten Teufelsbraten wollen mich zur preußischen Fuchtel pressen, wie es scheint,“ redete Stülpner vor sich hin, denn die Warnung des Mädchens deutete auf jene Freundschaftsprobe.

Der umherspazierende Soldat richtete es so ein, daß, nachdem er wie zum Vergnügen an den drei Fenstern der Gaststube herumgetrommelt hatte, in die Nähe von Stülpners in der Ecke lehrende Büchse kam. „Ein schönes Gewehr,“ sagte er.

„Ja, aber laßt die Hand davon. Ich kann's nicht leiden, wenn jemand meine Waffe, oder überhaupt mein Eigentum, antalpt.“

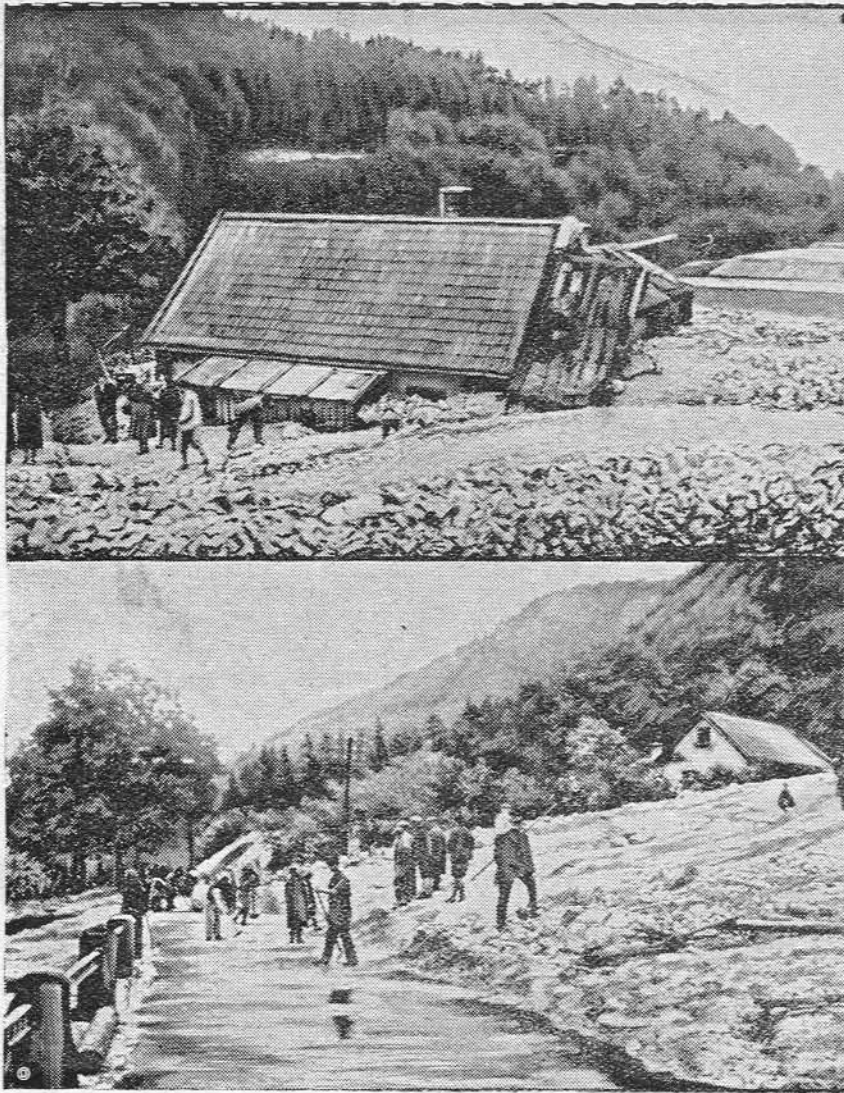
„Er ist ja ein verflucht knurriger Kerl,“ entgegnete der Preuße . . . „was schadet's denn seinem Schießprügel, wenn man ihn in die Hand nimmt und befießt?“

„Stehen laßt Ihr die Büchse . . . den Augenblick die Hand davon, oder ich steige Euch aufs Dach!“ rief Stülpner.

„Hab' Er sich nicht. Wir Preußen fürchten uns vor keinem Teufel, und jetzt gerade befehle ich mir Seine Büchse,“ war die Antwort.

Im Nu sprang Stülpner auf und packte ihn unsanft bei der Brust. Das war das Zeichen für die andern Drei. Gleich Stoßvögeln stürzten sie auf ihn zu, einer von ihnen drückte mit einer Geschwindigkeit ohnegleichen den preußischen Stadtsoldatenhut auf den Kopf und schrie wie ein Zahnbrecher: „Jetzt ist Er Er. Königlichen Majestät von Preußen Rekrut.“

(Fortsetzung folgt.)



Die Vermurungen bei Bad Reichenhall.

Vermurungen bei Bad Reichenhall.

Ueber Südoftbayern ging ein Unwetter nieder, wie es seit langer Zeit nicht erlebt worden ist. Wolkenbrüche verwandelten im Handumdrehen die Gebirgsbäche in reißende Flüsse, die alles mit sich rissen, was ihnen in den Weg trat, vor allen Dingen viel Geröll herunterspülten, das die Häuser bis fast an das Dach einschloß, Eisenbahnstrecken und Straßen meterhoch bedeckte. Das Hochwasser kam so plötzlich, daß die Bewohner der betreffenden Häuser nur das nackte Leben retten konnten. Unser Bild gewährt eine Vorstellung von den folgenschweren Vermurungen: Oben ein im Kesselbachgraben gelegenes Haus, das nur mit dem Dach aus den Geröllmauern hervorschaut, unten das vollständig vermurte Bett des Kesselbaches, von dessen Brücke nur noch das Geländer herausragt. Arbeiter haben mit der Freilegung der Brücke bereits begonnen.



Ueberraschung bei den deutschen Frauen-Meisterschaftskämpfen.

Die größte Ueberraschung der in Lennep ausgetragenen deutschen Leichtathletik-Meisterschaften für Frauen bildete die Niederlage von Frau Radtke im 800-Meter-Lauf, die, wie unser Bild zeigt, von Fräulein Dollinger sicher auf den zweiten Platz verwiesen wurde.

Aus dem größten Diesel-Kraftwerk der Welt.

In Henningsdorf bei Berlin ist vor einiger Zeit ein Kraftwerk in Betrieb genommen worden, in dem ausschließlich Dieselmotoren laufen, und das das größte seiner Art in der ganzen Welt bildet. Die Motoren, von denen einen unser Bild zeigt, entwickeln 12 000 PS. Sie haben eine Länge von etwa 14 Meter und eine Höhe von mehr als 6 Meter. Die ganze Anlage ist so durchkonstruiert, daß vier Mann genügen, um die beiden Motoren zu beaufsichtigen.

